

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 2

Artikel: Aus dem Geistes- und Kunstleben der Westschweiz
Autor: Platzhoff-Lejeune, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Geistes- und Kunstleben der Westschweiz

Von **Ed. Blaghoff-Dejeune**

Das Problem der billigen Volksliteratur hat in letzter Zeit die Westschweiz stark beschäftigt. Die Übelstände sind ja hier so groß, wenn nicht größer als im deutschen Sprachgebiet. Aber der Kampf wurde noch nicht mit der gleichen Energie aufgenommen. Zwar ist der Gedanke der Gründung einer welschen Sektion des deutschschweizerischen „Vereins zur Verbreitung guter Schriften“ schon alt. Aber dazu gehört Kapital, Propaganda zur Gewinnung von Mitgliedern, energische und gemeinsame Inangriffnahme der praktischen Seite der Sache, kurz Dinge, die in unserm stark partikularistischen Westen sich nicht immer so schnell zusammenfinden. Es hat sich zwar, angeregt von den gemeinnützigen Gesellschaften der Waadt und Genfs, ein bezüglicher neuer Verein gebildet; aber er steckt noch sehr stark in den Vorbereitungen, und was aus ihm schließlich erwächst, ist in schweres Dunkel gehüllt. Inzwischen haben aber unsere Verleger Lust zum Handeln bekommen und sich die in verschiedenen Versammlungen zutage getretenen Ideen zunutze gemacht. Am ersten ist unser großer Verleger P a n o t auf den Plan getreten und hat drei Bändchen in Großoktav zu 60 Rp., ca. je 15 Seiten stark, auf den Markt geworfen. Er wählte dabei je einen Autor aus Genf, der Waadt und Neuenburg: die Novellen (ausgewählt aus Vieilles Femmes und Jeunes Ménages) von Ph. Monnier, die Scènes de la vie suisse von Ed. Rod und ein Sammelbändchen des alten B a c h e l i n. Für alle drei Hefte waren Autorrechte zu zahlen, was natürlich die Verbreitung der Volksliteratur zu billigen Preisen stets erschwert. Entweder publiziert man Stücke „freigewordener“ Autoren billig, hat aber scharfe Konkurrenz zu fürchten, und gräbt manchmal bedenklich alte Sachen heraus, die die Grabesruhe verdienen, oder man wagt sich an Neueres, aber, wenn es überhaupt zu erhalten ist, sind die Autorrechte ernste Hindernisse einer billigen Abgabe. Der Erfolg dieser drei Bändchen, zumal der zwei ersten, rechtfertigte die gehegten Erwartungen völlig. In G e n f versucht nun der Verleger P a s c h e ,

in Neuenburg das Foyer solidariste, ein ähnliches Unternehmen, und damit wäre auf einige Zeit dem Bedürfnis entsprochen. Was einem Verein in dieser Beziehung noch zu tun übrig bleibt, ist uns nicht recht klar. Gewiß hat es ja seine Bedenken, dem Verleger, der eben doch Geschäftsmann sein muß, die Auswahl der Bändchen zu überlassen. Man hat in Paris bei den bekannten 95 Cts.-Büchern die Erfahrung gemacht, daß neben überaus wertvollen und gediegenen Werken von France, Bourget, Rod auch die schlüpfrige Schundware Aufnahme und reizenden Absatz gefunden hat. Da wäre nun der Teufel mit Beelzebub vertrieben. Aber bei unsern welschschweizerischen Verlegern ist diese Gefahr nur gering, wenn nicht überhaupt illusorisch. Die öffentliche Meinung ließe dergleichen Entgleisungen nicht zu, und das Geschäft wäre auch zweifelhaft. So kann man ruhig auf Zuseher hin unsere Verleger schalten lassen. Sie sind früher aufgestanden, als unsere in den Zeitungen seit Monaten heftig protestierenden Volksfreunde und das ist kein Unglück. Wenn nur überhaupt etwas getan wird, um dem Übel zu steuern! Freilich, das Heilmittel entspricht nicht ganz der Natur der Krankheit. Nicht um billige Volksliteratur, sondern um Jugendliteratur handelt es sich in erster Linie. Beide Begriffe decken sich doch nur teilweise. Und gerade die jugendliche Kundschaft des Nick Carter und Buffalo Bill ist schwer zu erreichen. Eigene Sammlungen „für die reifere Jugend“ pflegen nur bei Mädchen Erfolg zu haben; Knaben greifen, falls die Eltern sie nicht literarisch versorgen, zu den Büchern Erwachsener, und zu welchen! Das Beste wird hier sein, man schiebe in die Volksliteratur für Erwachsene Jugendschriften ein, wie dies auch in der deutschen Schweiz mit Erfolg geschah. In Genf hat es Daniel Berjot, hinter dem ein treffliches Komitee steht, mit einer eigenen Jugendzeitschrift Pages illustrées versucht, die vorzüglich redigiert ist und sich große Mühe gibt. Aber das Blatt ist teuer, und eine Zeitschrift scheint uns überhaupt nicht das geeignete Kampfmittel. Ob sie sich zu behaupten vermag und in wie weite Kreise sie dringt, mag die Zukunft lehren.

Da wir gerade bei der Volksliteratur sind, mag auch über Volkskunst etwas gesagt sein. Genf ist hier seit Jahren mit seiner Art social bahnbrechend vorangegangen. Durch ein scharfsinnig erdachtes und konsequent durchgeführtes System der Verteilung der Eintrittskarten ist es wirklich gelungen, die Arbeiterkreise zu erreichen und nur ihnen Zutritt zu gewähren. Ein großer Erfolg, denn bekanntlich werden solche Volkskonzerte von dem profitierenden

Mittelstände oder gar von den Wohlhabenden eifrig besucht, während die für sie bestimmten Konzertveranstaltungen leer bleiben.

Was geboten wird? Rezitation und Gesang, Kammermusik, kleine Dramen oder Dramenfragmente, selten auch einmal eine Orchesteraufführung oder ein wirkliches Gesamtkunstwerk. Das Prinzip möglicher Abwechslung herrscht für uns zu stark vor, mag aber mit Rücksicht auf das Publikum sich empfehlen. Die Mitwirkenden sind nur selten Künstler ersten Ranges, meist braves Mittelgut, oder auch Leute, die sich aus ihrem Gratisdebut vor dem Volk ein Sprungbrett machen für künftige bezahlte Engagements; denn eine günstige „Kritik“ (?) kann man ihnen kaum versagen. Immerhin unterschätze man den Wert dieser ca. 25 jährlichen Genfer Volksabende nicht, stelle auch nicht zu hohe Anforderungen und lasse die Veranstalter ihre Erfahrungen machen. So werden die Arbeiter nicht nur vom Wirtshaus abgehalten, sie genießen auch im Familienkreise Gutes und Schönes. Bedingung dabei ist natürlich, daß die Sache keine „karitative Basis“ hat, daß man den Leuten nicht mitleidig und hochmütig vorspielt, sondern ihnen als Gleichberechtigten und gleich Verständigen sein Bestes gibt. Sonst lasse man überhaupt die Finger von der Sache.

In Lausanne wurde, zwar nicht für 20, aber für 50 Rp. während fünf Wintern ein wöchentliches Symphoniekonzert, oft gar mit Solisten, geboten. Hier erschienen nun freilich viele, die nicht in den Saal gehörten; auch waren der Arbeiter wenige. Doch kam der kleine Mittelstand auf seine Rechnung, der sich die Abonnementskonzerte nicht leisten kann. Das Gebotene war gelegentlich ersten Ranges, das Publikum verständig und dankbar. Dann kam aber der Übergang des Orchesters an die Kasinogesellschaft, und damit war der schöne Traum der Volkskonzerte zu Ende geträumt. Der unermüdlche Mäzen, der alles so trefflich inszeniert hatte, Dr. Suter-Ruffi, versuchte es zwar noch mit fünf Monatskonzerten; aber sie fanden keinen rechten Zuspruch mehr, denn das Publikum war aus der Gewohnheit geraten.

Was diesen Winter werden wird? Man denkt es mit Schaudern. Das Kasino *f a n n* und der Gemeinderat *w i l l* das Orchester nicht mehr halten. Die Musiker gehen einzeln fort und werden nicht mehr ersetzt. L'orchestre au grand complet, dessen Konzerte pompös angekündigt werden, dürfte nur noch dreißig Mann zählen. Und damit kann man doch im Ernst keine Abonnementskonzerte veranstalten. Eine öffentliche Subskription hat von seiten der Hauptinteressen-

ten, der hundert Pensionate der Stadt, ein ganz klägliches Ergebnis geliefert. Zu der unserer Meinung nach wünschenswerten Radikalkur, die Stadt einmal ein Jahr ohne Orchester zu lassen, und ihr den Hunger nach Musik beizubringen, will man auch nicht schreiten, das verstieße gegen die Fremdeninteressen. Es verstößt aber leider nicht gegen die Fremdeninteressen, wenn man schlechte Musik macht und für achtzig Musiker geschriebene Werke mit der Hälfte der Besetzung aufführt. Darum eben fürchten wir, daß Lausanne sein dezimiertes Orchester auch diesen Winter beibehält.

Zudem gebracht es ja auch an einem großen und akustisch guten Konzertsaal. Man sollte es nicht glauben, daß man in Großstädten mit vielem Geld prachtvolle Säle baut, die allen akustischen Gesetzen Hohn sprechen; daß es Architekten gibt, die kindlich oder töricht genug sind, dergleichen zu bauen, ohne von Musik eine Ahnung zu haben. Man wirft hohe Summen für unnützen Luxus aus, und es fehlt das Nötige, Unentbehrliche. Das gleiche gilt auch für so viele neue Theater, die die elementaren technischen Anforderungen vergessen und für die Hälfte der aufgewendeten Kosten mustergültig hätten erstellt werden können. O Beven, o Morges, o Yverdon, o Estavaner! Hier liegt der wahre Bööfismus unserer lieben Welschen und nicht etwa in der Ehrlichkeit und Einfachheit ihrer Bücher, in der etwas traditionellen Bravheit so vieler ihrer Künstler. Würde man nur eine Lehre aus den gemachten Erfahrungen ziehen!

Wie viel Reformen sollte man auch der dramatischen Volkskunst, die auf diesen neuen Bühnen spielt, wünschen! Mézières ist eine Dase in dem gekünstelten Pathos dieser Volksaufführungen. Aber „Chalamala“ in Bulle war doch ein böser Rückfall. Gerne loben wir den Eifer, das Talent, die Hingabe aller Mitwirkenden, den vor großen materiellen Opfern nicht zurückschreckenden Mut der Veranstalter, den Geist und Witz des Verfassers, die gelegentlich hübschen Einfälle des Komponisten. Aber ein Stück ist doch darum noch nicht gut, weil es dem Klerus mißfällt und viel Geld kostete! Wenigstens nach Schluß der Vorstellungen, wenn die Kritik nichts mehr schaden kann, muß ein freies Wort gestattet sein. Es gefalle dem Volke so, und die spontane Begeisterung war ja gewiß groß. Aber dem Volke gefällt auch das künstlerisch Wertvolle, und warum soll man es ihm nicht bieten? Muß denn der Verfasser unbedingt vom Orte sein. Wo ist das edle Mißtrauen

gegen die Lokalgrößen, das einen Frankfurter bei der Aufführung des „Tasso“ einem Fremden im Frankfurter Stadttheater sagen ließ, er möge entschuldigen, das Stück sei „nur von einem Hiesigen“? Wer wünschte nicht diese skeptische Bescheidenheit dort, wo sie am Platze ist? Doch wir brauchen noch nicht darum zu verzweifeln, weil wir in kleinen Verhältnissen leben. Nur verbinde man der Kritik das Maul nicht. Wie der biblische „Ochse, der da drischt“, hat sie das Recht auf freie Meinungsäußerung. Und man sehe doch nicht gleich Übelwollen, Neid und andere edle Motive hinter einer strengen, aber aufrichtigen und gerechten Kritik, die das Gute lobt, das Schlechte tadelt. Etwas weniger Gefälligkeit und etwas mehr Ernst kann nicht schaden. Von dem berufsmäßigen Berhimmeln und dem systematischen Abschlichten wollen wir uns gleich weit entfernt halten. Wenn man nur die Liebe zur Sache und zu den Leuten durchfühlt, denen man ja das Beste wünscht und von denen man es bis zum Beweis des Gegenteils immer treulich erhofft!



Aus schweizerischer Dichtung

Von den kleinen Leuten

Von A. Suggenberger



Vorbemerkung



Als vor ungefähr zwei Jahren des thurgauischen Bauerndichters, Alfred Suggenberger, Gedichtbuch „Hinterm Pflug“ erschien, da war sich die gesamte maßgebende Kritik des In- und Auslandes darüber einig, daß man es hier mit einem Poeten zu tun hatte, dem eine Ursprünglichkeit und unverbogene Natürlichkeit des dichterischen Empfindens in Verbindung mit einer erstaunlichen Meisterung der kongenialen Form innewohnte, wie sie in unseren Tagen selten zu finden ist.